Die Deborah.

Jüdisch-Amerikanische Familienzeitung.

Vorwärts! meine Seele. — תדרכי נפשי עז — Vorwärts, mit Macht.

30. Jahrgang. — Cincinnati, O., den 31. December 1886. — Nummer 27

Chanukah.

Von Simon Hecht, Evansville, Ind.

Macht in Eurem Hause Raum
Für ein'n schönen Chanukahbaum.
Der Weihnachtsbaum kann uns nicht laben,
Weil wir nicht Weihnachten haben.

Wollt Ihr ein gutes Werk beginnen,
Müßt Ihr auf jüdisch Euch besinnen
Wo da ist der fromme Geist,
Das heißt — wie man koscher speist.

Behängt den Baum mit Knoblauchwurst,
Die reizt so angenehm zum Durst;
Behängt ihn auch mit Gänsegrieben,
Die fast alle Juden lieben.

Das sieht doch noch jüdisch aus
Und gibt uns einen guten Schmaus;
Denn alle guten Juden lieben
Knoblauchwurst und Gänsegrieben.

Ein deutscher Minister.

Roman von S. Kohn, Verfasser von „Gabriel".

(Fortsetzung.)

„Mit Oppenheim", meinte Geisberg, „müßten auch seine Freunde Remchingen, Hallwachs, Scheffer und Andere, von denen ich füt alle Fälle ein Verzeichniß entworfen habe, verhaftet und unschädlich gemacht werden, freilich jetzt, nachdem der oberste Kriegsherr todt ist — an dem hing die Armee mit inniger Liebe und Ergebenheit, — haben wir bei weitem leichteres Spiel. Die Regimenter der beiden Obristen Graf Röder und Freiherr von Reischach werden nunmehr wohl der Fahne der Landschaft folgen, um so mehr, als die neue Landes-Administration, sie möge nun von der Frau Herzogin, vom Prinzen von Neustadt oder vom Grafen, von jeder der genannten Persönlichkeiten einzeln oder gemeinschaftlich übernommen werden" — Geisberg war klug genug, für den Moment eine Vereinigung der entgegenstehenden Partheien anzustreben — „die Stände hierbei kräftigst unterstützen wird."

Der entstandene Lärm hatte mittlerweile Grafen Segur und die Comtesse Schallberg hereingelockt. Nachdem sie im anstoßenden Zimmer aus den lautgeführten Gesprächen die furchtbare Wahrheit erfahren hatten, waren sie eingetreten. Graf Segur war ein französischer Cavalier, er besaß neben den Fehlern auch die glänzenden Eigenschaften eines solchen; — und der Mann, der gewohnt war, auf den Schlachtfeldern tausend zerschmetterte, zertretene Leichen gleichmüthig zu betrachten, blickte entsetzt auf den todten Herzog. Dieser hatte ihn gastfreundlich, herzlich wie ein guter Waffenkamerad, wie ein Bruder empfangen und er hatte ihm schlecht gedankt; er war der Erste, der sein Weib verführt, sein fürstlich Haupt geschändet, und jetzt hatte er, wie er annehmen mußte, auch seinen Tod verschuldet. Das, was er gesehen und gehört, ließ den furchtbaren Zweifel in ihm entstehen, ob nicht Absichtlichkeit und nicht nur Unvorsichtigkeit den Tod verschuldete.

Das Eintreten der beiden war in der wohlberechtigten Aufregung, die den Kreis beherrschte, nicht bemerkt worden; als sich Graf Segur unbeachtet sah, trat er ans Fenster zu Randolfi und die beiden Fremden flüsterten lebhaft mineinander. Geisberg hatte eben seinen Plan entwickelt.

„Wie wäre es", meinte Pflug, „wenn wir es versuchten, uns mit Remchingen auf gütlichem Wege zu vereinigen, denn jetzt, nachdem der Herzog todt und Oppenheim unschädlich gemacht werden wird, können wir es doch offen aussprechen, das plump erfundene Märchen, man [illegible] uns katholisch machen, das war ja nur eine Erfindung, ein Vorwand, um unser Vorgehen zu entschuldigen. Remchingen ist zwar ein biderer Baier und ein guter Freund des Ministers, aber er ist nicht klug, er ist leicht zu täuschen. Wenn man ihm die Stelle des Hochstkommandirenden, des Generallieutenants läßt, so wird er vielleicht mit uns gehen; — denn, meine Herrn, geben Sie sich keiner Täuschung hin, — Oppenheim ist beim Volke beliebt, er hat für Bürger und Bauern viel gethan. Die Schwaben sind zwar Dickköpfe und lassen sich viel bieten; aber wenn sie einmal in Harnisch kommen, sind sie eigensinnig und schwer zu besänftigen, denkt an die Zeiten der Bauernkriege, es ist noch dieselbe Rasse ... wenn wir nicht die ganze verfügbare Militärmacht zu unserer Disposition haben, sind unsere Erfolge sehr fraglich. Es gibt viele Regimenter in der Armee, die nur den Befehlen Remchingens Gehorsam leisten werden .... Ich rathe es, zu versuchen, sich mit diesem auf gütlichem Wege zu vergleichen . Glauben Sie nicht selbst, Durchlaucht?" schloß Pflug, der mit einem Reste edelmännischer Loyalität sich nicht von dem Gedanken loszureißen vermochte, daß bis auf Weiteres vorläufig die Herzogin die Regierungsgeschäfte fortzuführen habe. Das aber paßte Röder in keiner Richtung, wenn Remchingen fiel, wäre er als nächster Officier natur- und sachgemäß zur Führung des Heeres berufen, und wenn der Herzog todt, Oppenheim und Remchingen vernichtet, er dreißigtausend Mann hinter sich hatte, wer durfte es dann wagen, ihm Gesetze vorzuschreiben? Bevor noch die bestürzte Herzogin antworten konnte, rief er heftig:

„Nein, nein! nur keine halbe Maßregel, wenn Remchingen aus Rücksichten geschont wird, wird er Oppenheim halten. Bei der unnatürlichen Liebe, welche weiland Seine Durchlaucht für Oppenheim gefaßt — ohne jeden Zweifel hat sie der Jude nur durch Zauberkünste gewonnen, über die er sich noch zu verantworten haben wird — hat er vielleicht ein Testament verfaßt, und als Mitglieder des Vormundschafts und Regentschaftsraths Oppenheim und Remchingen, seine besten Freunde und ergebensten Diener bestimmt. Wenn es uns nicht gelingt, Oppenheims gefährlichen Papiere zu vernichten, sind wir verloren; der Kaiser würde die letzwilligen Verfügungen seines Lieblings Herzog Carl Alexander ehren und unterstützen, und — da wir nur auf unsere eigenen Kräfte angewiesen sind, wären wir dann vollständig ohnmächtig, auf Gnade und Ungnade der Hand des Juden überliefert."

Die Herzogin rang die Hände, sie sah hilfesuchend im Kreise umher, zu spät ward sie inne, daß weder Patriotismus noch Anhänglichkeit an ihre Person die Triebfedern dieser Consviration gewesen, daß dieser nur die rücksichts-loseste, schran[illegible] Selbstsucht zu Grunde lag, daß [illegible] — als ihren eigenen Vortheil suchten. Jetzt bemerkte sie Segur, der sich mit Randolfi über das was beide thun sollten, rasch verständigt hatte, und trat an die beiden Herren heran.

„Rathen Sie mir", rief sie, sich vorzugsweise an Segur wendend: „was ich thun soll! Sie und der Marchese sind die einzigen, die mir treu ergeben sind .... ich ...."

„Durchlaucht!" unterbrach sie der Graf, Randolfi und ich, wir sind den hiesigen Verhältnissen vollkommen fremd, — daß diese nicht geeignet sind, Fremde zu fesseln, werden Sie gnädigst wohl begreiflich finden. Wir beide sind entschlossen, den Staub von unsern Füßen zu schütteln und Würtemberg zu verlassen, wenn," Segur wandte sich an die Würtembergischen Edelleute, „die Herren nichts dagegen haben."

„Wenn Sie Ihr Ehrenwort als Cavalier und Soldat geben, über die Vorfälle des heutigen Abends zu schweigen, gewiß nicht", sprach Röder hastig.

„Ich gebe Ihnen hiermit mein Ehrenwort, daß ich die Vorfälle des heutigen Abends mit keinem Worte erwähnen werde, nicht weil es von mir verlangt wird, — sondern weil ich den unbefleckten Glanz meines tausendjährigen Namens nicht dadurch trüben will, — mit Ihnen an einem Tische gegessen zu haben!"

Röder wollte auffahren, der besonnene Geisberg hielt ihn. „Lassen wir das, Excellenz!" meinte er, „wir haben jetzt im eigenen Hause genug zu thun."

„Von Ihnen, Herr Marchese", rief Röder gereizt, seine schäumende Wuth nun diesem entgegenspritzend, „verlange ich kein Ehrenwort.... Sie haben mir das Fläschchen gegeben. Ihrer sind wir vollkommen sicher."

„Ich danke Ihnen dafür, daß Sie mich nicht binden", entgegnete der Italiener mit bitterer Ironie .. „Also wenn die Herren nichts dagegen haben, reisen wir, Graf Segur und ich, sofort ab."

Der vermittelnde Geisberg wollte den Italiener in möglichst günstiger Stimmung scheiden sehen.

„Herr Marchese, rief er, „wenn Sie bei der Obduction der Leiche anwesend sein wollten, würden Sie uns sehr verbinden. Ihr Befund würde bei dem hohen Rufe Ihrer in mancher Gelehrsamkeit ..."

„Ich würde Ihnen in Ihrem eigenen Interesse rathen, von dieser Forderung abzustehen, ich müßte mich an die vorgeschriebene Regel halten, vorerst den Mageninhalt prüfen und das genaue Resultat meiner Analise kund geben .. ich glaube sogar, dasselbe im Vorhinein angeben zu können."

„Wenn Ihnen ein längerer Aufenthalt unangenehm, oder Ihren anderweitigen Projekten störend wäre, wollen wir Sie keinen Moment aufhalten", meinte Geisberg, mit einer höflichen Verbeugung den Weg zur Thüre frei lassend.

Die Herzogin war von Segurs Wor[illegible] sie ohnehin war, bedurfte sie langer Zeit, sich zu sammeln, und als die Wechselreden zwischen Segur und den beiden Edelleuten beendet waren, trat sie, wie ein kleines Kind die Hände faltend, vor die beiden Fremden.

„Sie wollen mich verlassen, Sie, meine besten, meine einzigen, wahren Freunde? Sie Segur dem ich Alles, Pflicht, Ehre und Gewissen geopfert .. Sie Marchese, dem ich das Theuerste auf Erden, das mir noch geblieben, das Leben meines Sohnes danke .."

Segur blickte sie fast verächtlich an. „Wir reisen, Madame", sprach er hart.. „Ich heiße Segur!"

Indessen hatte sich Leonore Lodingen an den Marchese gewandt, auch sie wollte den gefälligen Amanten nur ungerne verlieren.

„Vetter! Sie wollen mich verlassen? fällt Ihnen das so leicht?"

Der Italiener schien diese Worte zu überhören.

„Gehen wir!" drängte er nuu Segur, und beide schritten der Thüre zu — dort wandten sie sich noch einmal um und sprachen: „Auf Nimmerwiedersehen!"

Röder athmete tief auf als die beiden gegangen waren. „Also damit ist man allseitig einverstanden, daß ich Oppenheim verhafte?!" rief er, „ich hoffe, es wird mir gelingen...."

„Ich....ich will fort, fort von diesem Unglücksorte, wo mich die Luft erdrückt!" schrie die Herzogin .. „ich fahre nach Stuttgart!"

Zweites Kapitel.

Minister Oppenheim hatte eine schlaflose Nacht durchwacht; er hatte schon am frühen Morgen das Bett verlassen. Er hatte spät am Abende des vorhergehenden

Tages einen Brief von seiner Tochter erhalten, der ihn unendlich schwermüthig gemacht, der sein Gemüth mit schwerer Last bedrückt hatte. Er sah, daß sein Kind nicht glücklich war, daß es sich in Sehnsucht nach ihm und dann nach einem Zweiten, dem jungen, kühnen, edlen, scheinbar unbedeutenden Manne verzehrte, der so viel Anrecht an seine und ihre Erkenntlichkeit erworben, der ihre heiße, reine, keusche Liebe errungen, und nun, wie Oppenheim wohl glauben mußte, für sein Kind für ewig verloren war. Und es war dies sein schönster Plan gewesen, diesen jungen Menschen wollte er seiner Tochter als Gatten zuführen ... Warum hatte er so lange gezögert? warum hatten ihn kleinliche Rücksichten veranlaßt, noch zu warten, ihn verhindert, die schönsten der Pflichten zu vereinen, und mit Vaterliebe die Dankbarkeit verknüpfend, sein Kind und Benjamin Bacharach glücklich zu machen? Wo war seine Klugheit geblieben? Benjamin Bacharach schien ihm für immer verloren! Was nützte ihm Glanz Macht, Stellung, wenn er mit alledem nicht im Stande war, den einfachsten, bescheidensten Wunsch seines Kindes zu erfüllen!? — Clara hatte ihm geschrieben, daß Tante Sara ihr in zarter Weise zur Ehe zurede, — sie bat ihren Vater, zu gestatten, daß sie unverheirathet bleiben und ihre ganze Liebe der Pflege seines Alters zuwenden dürfe. Je milder die Form des Vorwurfes klang, desto schmerzlicher verletzte sie Oppenheims Herz ... Es ist eine alte, wenn auch nicht von Jedermann gekannte Thatsache, ein schmerzlicher Gedanke erzeugt den andern. Mit bitterem Grolle mußte sichs Oppenheim vorwerfen, daß er um Pflichten willen, die ihm entfernter lagen, Pflichten, die zu erfüllen — so kam es ihm in Momenten qualvollen Zweifels vor — nicht i h m oblagen, die höchsten, schönsten, natürlichsten vernachläßigt hatte. Wer — grübelte er wohl berechtigt [illegible] Liebling für Jung und Alt machte, Die der Fremde, der Geduldete, der ehemalige Paria im Lande, daß gerade ich berufen bin, das Volk vor seinen Bedrückern zu schützen? — war's nicht Ueberhebung, Stolz, Vermessenheit, war es nicht eine gerechte, wenn auch harte Strafe, die den Vater traf, — weil der kühne, unternehmende Mann sich angemaßt, ein Sendling jenes mächtigen Gottes zu sein, der den Gedrückten nahe, den Gebeugten Helfer ist?! — und e i n Ring am andern schloß sich in der Gedankenreihe zu einer Kette, die schmerzlich in seine Seele einschnitt — hatte sein zweiter Vater, sein Schwiegervater und Ohm, hatten alle seine Verwandten und sein Kind, sein Clärchen, nicht doch Recht gehabt, als sie ihm riethen, die Würde und Bürde abzuwerfen und nur seiner Familie zu leben? freilich dachte er wieder anderseits, hatte sich Gott nicht wundervoll an ihm verherrlicht? hatte er ihn nicht erhoben vom Niedrigsten bis zum Höchsten? — hatte ihn Gott nicht erhoben zu schwindelerregender Höhe? „Schwindelerregender Höhe!" wiederholte er unwillkürlich laut, ja das war die richtige wahre Bezeichnung! — Zuweilen wenn er bei dem Hin- und Herfluthen seiner Gedanken, auf unerwartete Schwierigkeiten, auf unübersteigliche Hindernisse stieß, überkam ihn unbewußt, weniger auf dem Wege des Verstandes als auf jenem des Gefühles, die Empfindung, als ob er an dem äußersten Rande eines hohen Felsen, und unter ihm bodenloser schwarzer Abgrund .... Er mußte sichs gestehen, er hatte sich mächtige Feinde geschaffen, die Herzogin — unschädlich so lange der Herzog lebte — konnte, wenn Carl Alexander plötzlich etwa auf dem Schlachtfelde stürbe, — zu Bedeutung und Einfluß gelangen; und sie haßte ihn jetzt so gründlich, als sie ihn früher geliebt hatte; — sie haßte ihn als gekränktes verletztes Weib. Der Herzog von Würtemberg-Neustadt, der nächste Thronagnat, war sein entschiedener Feind; und wenn Carl Alexander auf dem Felde der Ehre starb, konnte der verlebte Prinz viel Unheil stiften; freilich er war ein alter kraft- und saftloser Wüstling geworden und war nur eine Waffe in der Hand eines Weibes, — eines Weibes, das er — Oppenheim, gerne mit der ganzen warmen Milde seines Herzen geliebt hätte, und die er — bodenlos verachten mußte.

Prinz Neustadt war ein gefügiges Werkzeug in der Hand der Lodingen, in der Hand seiner Tochter, die — er kannte ja das Blut und die Art der Miltenberg — die mörderische Hand gegen das Haupt ihres Vaters erheben möchte. Freilich dachte er sich einen leichten Kampf würde es nicht geben; ein rechtsgiltiges Testament lag in des Herzogs Schreibtisch, ein gleichlautendes bei ihm selbst, Remchingen und Röder standen zu ihm und mit den beiden Officieren die ganze Armee. Ein Angriff auf seine Person hätte, so hoffte er, bei allen Wohlgesinnten im Lande den heftigsten Widerstand finden müssen.

Die Bauern, deren Wohlthäter er gewesen, mußten — glaubte er — sich zu seinen Gunsten in großen Haufen erheben und dachte er endlich wieder beruhigter, „was könnte mir denn im allerärgsten Falle geschehen? Ich müßte von meiner Stelle abtreten, — was lage daran? — Jeder gute Würtemberger, jeder, der mein Wirken und meine Thätigkeit gekannt, müßte bezeugen, daß ich meine Pflicht erfüllt, so lange mir das möglich war .... freilich, dann kämen andere Hände und zerstörten mit einem Wurf das schöne Werk, an das Du jahrelang gebaut ...."

Eine unsägliche Bitterkeit stieg in seiner Seele auf, ein tiefer schwerer Groll gegen die Menschen und mehr noch gegen sich; daß er nicht dem Rathe des weisen Ohms gefolgt, daß er nicht den W[illegible] kräftig wie nur je." [illegible] Kindes Gehör gegeben, des edlen Mädchens, dessen Bild — blaß, abgehärmt, kummervoll, vor seine Seele schwebte! — Sein Kopf schmerzte ihn ... zufällig traf sein Blick seine gute alte treue Freundin, seine Cremoneser Geige, — und bald erleichterte er sein Herz in wundervollen Tönen, bald floßen heiße Zähren über die Wangen des starken, mächtigen Mannes! — Plötzlich ward trotz der frühen Morgenstunde die Thüre aufgerissen und unangemeldet stand der preußische Gesandte Graf Schwerin vor ihm, das Gesicht des sonst ruhigen, besonnenen Diplomaten trug den Ausdruck der höchsten Erregtheit.

„Eine höchst unangenehme Nachricht" rief Graf Schwerin, „der Herzog ist heute Nacht plötzlich im Schlosse zu Ludwigsburg gestorben, — ich bin der allererste in Stuttgart, der's weiß; — mein Gewährsmann hat ein Pferd zu Schanden geritten!"

Oppenheim erstarrte vor Schrecken und Theilnahme zur leblosen Statue.

„Ich kann Ihnen auch jetzt", fuhr Schwerin fort, „natürlich auf Discretion, meinen Gewährsmann, da dieser Würtemberg auf immer verläßt, nennen.... es ist Marchese Randolfi, der italienische Heilkünstler, der bis jetzt in unserm Solde gestanden. Sie wissen es, Excellenz, ich bin Ihr ergebener, aufrichtiger Freund, ...fahren Sie augenblicklich nach Ludwigsburg .... noch Ein's ... haben Sie eine verläßliche, Ihnen persönlich ergebene Truppe bei der Hand? .. Lassen Sie sich von dieser nach Ludwigsburg begleiten."

„Wie ... was .. was ist geschehen?" stammelte endlich Oppenheim mühsam .. ..„ich war auf heute zu einem Rapport nach Ludwigsburg befohlen, ich hätte schon früh dort eintreffen sollen .. ."

„Näheres weiß ich nicht....rasch Herr Minister, vorwärts", drängte Schwerin mit fieberhafter Eile, „lassen Sie vorläufig in der Stadt nichts verlauten, bis Sie Alles in Ordnung gesetzt haben; — namentlich nehmen Sie genügende verläßliche Bedeckung mit."

„Remchingen ist abwesend, er ist mit einer starken Truppenmacht sechs Stunden von Ludwigsburg entfernt,.... ich kann Röders Dragoner mitnehmen."

„Wählen Sie ein anderes Regiment", rieth Graf Schwerin dringend.

„Oder", fuhr Oppenheim fort, „der in der Aufregung die letzten Worte des Gesandten überhört hatt, „einige Kompagnien von des Herzogs Leibregiment liegen meiner Wohnung näher — Obristleutenant Kaufungen, der es kommandirt, ist mir unendlich ergeben."

„Gut .. gut ... fahren Sie sogleich fort, — sobald ich etwas Wichtiges erfahre, sende ich einen reitenden Boten nach ... Eilen Sie, verehrter Freund!"

Drittes Kapitel.

Abend langte Minister Oppenheim im Schlosse zu Ludwigsburg an. Obristleutenant Kaufungen folgte ihm mit seinem halben Regimente. Das Schloß war verödet, leer, die Dienerschaft zumeist entflohen. Oppenheim ließ sich zuerst in das Zimmer führen, in dem die Leiche seines Fürsten und treuesten Freundes lag. Sie war hingestreckt in einem Sessel, die Rechte hielt noch krampfhaft den vollkommen leeren Pokal umfaßt, den er zur Neige geleert, der ihm den Tod gegeben hatte.

Eine hohe Rührung erfaßte Oppenheim mit wildem Schmerze warf er sich neben die Leiche hin, und drückte die kalte Hand an seine volle, pochende Brust. Carl Alexander hatte große Fehler gehabt; aber ihm war er stets ein echter, wahrer Freund gewesen, ihn hatte er emporgehoben aus Niedrigkeit zur Höhe. Obristleutenant Kaufungen war ihm gefolgt, und selbst dem rauhen, schlachtgewohnten Krieger entlockte der Anblick der fürstlichen Leiche und des tiefgebeugten Mannes daneben eine heiße Thräne. Carl Alexander, dem deutschen Helden, war nicht der Kriegertod auf blutiger Wahlstatt zu Theil geworden.

„Der Leichnam des hohen Herrn muß secirt werden", war das Erste, was Oppenheim gebot, als er sich gesammelt und erholt hatte.

Oppenheim ließ den Kammerdiener der Herzogin rufen und befrug ihn über die Vorkommniße, dieser wußte nichts anderes zu sagen, als daß der Herzog seine Gemahlin durch seine Ankunft überrascht, als diese in einer kleinen Gesellschaft den Geburtstag des Erbprinzen feiern wollte. Der Kammerdiener, der der Herzogin anhing und unter den gegenwärtigen Verhältnissen noch mehr deren Ungnade fürchtete, unterließ es, unter den Anwesenden die verwiesene Comtesse Schallberg und ganz besonders den Grafen Segur zu nennen.

„Excellenz," meldete jetzt ein Leiblakei, „ein Beamter der preußischen Gesandtschaftskanzlei wünscht dringend, vorgelassen zu werden." Der Minister trat einem jungen Manne mit intelligentem Gesichte, der die Thüre öffnete, entgegen.

„Ah! Herr von Schönhausen, was bringen Sie mir?" frug er den Gesandtschaftssekretär.

„Einige Zeilen von der Hand Seiner Excellenz des Herrn Gesandten." Während der junge Diplomat so sprach, zerschnitt er mit einem Federmesser das Futter seines rechten Handschuhes und zog ein gesiegeltes Briefchen aus demselben, das er dem Minister überreichte. Dieser hatte die eigenartige Procedur befremdet angesehen.

„Bedarf es für ein Mitglied der preußischen Gesandtschaft solcher Precaution in Würtemberg?" frug er.

„Rebellen und Verschwörer achten in der Regel die völkerrechtlichen Bestimmungen nicht, meinte Seine Excellenz, mein Chef," entgegnete Herr von Schönhausen ernst ... „gestatten Sie, Excellenz, daß ich mich wieder sofort entferne," und ohne eine Antwort des Ministers abzuwarten, verschwand der Gesandtschaftssekretär.

Der Minister las die wenigen bedeutungsschweren Worte.

„G. G. R., den Sie für Ihren besten Freund halten, verräth Sie, er kommt mit zwei Regimentern, um Sie zu verhaften."

„G. G. R.! ... G. G. R.!" rief Oppenheim entsetzt. „Gott! — Allbarmherziger .. an Graf Schwerin's Worten kann ich nicht zweifeln....ich ..."

Die Thüre öffnete sich rasch und Obristlieutenant Kaufungen trat erhitzten Antlitzes ein.

„Vorposten melden, daß eine starke Truppenmacht im Anmarsche sei, das müssen wohl die direkt unter dem Herrn Generallieutenant Remchingen stehenden zwei Regimenter sein."

„Ah ... also ... G. G. R. .... General Georg Remchingen! ... Herr Obristlieutenant, Sie sind dem Herzog und mir stets ein ergebener, treuer Diener gewesen, und Sie wissen, daß ich stets in seinem Sinne handelte. Können Sie mit Ihrem halben Regimente Remchingen die Spitze bieten, bis uns Röder aus Stuttgart Hülfe bringt — der kann doch nicht lange ausbleiben."

Kaufungen starrte den Minister wie sinnlos an.

„Excellenz der Herr Generallieutenant von Remchingen ist ja höchst Dero bester Freund! ..."

„Und jetzt kömmt er, mich gefangen zu nehmen! Sorgen Sie nicht, Kaufungen, ich bin noch stark genug. Röder hat zwei Regimenter in Stuttgart; — es handelt sich nur darum, ob wir uns so lange halten können."

„Sind sie überzeugt, daß der Generallieutenant in böser Absicht kommt?"

„Das Zusammentreffen der Umstände läßt leider keinen Zweifel," meinte Oppenheim, während eine Thräne des bittersten Schmerzes in seinem Auge aufstieg.

„Darf ich mir einen Vorschlag erlauben?" frug der Obristlieutenant mit geflügelter Eile. „Wenn ein Kampf vermieden werden kann, ein Kampf zwischen Waffenbrüdern, so ist's viel vortheilhafter. Der Generallieutenant wird, da er von einer anderen Richtung kommt, die bedeutende Stärke meiner Truppe nicht kennen; er wird wohl glauben, daß nur eine kleine Escorte mitgeritten ist. Er wird, nur von wenigen Mann begleitet, das Schloß betreten, ich verhafte ihn sofort und bringe den Regimentern, die gewiß gar nicht wissen, um was es sich handelt, den Befehl, wieder in ihre Standorte abzurücken, — zu dem Aeußersten bliebe es dann noch immer Zeit."

„Sie haben vollkommen recht, man erkennt den alten, erfahrenen Offizier." Ein leichter Schlag an der Thüre und ein Oberlieutenant kündigte an, der Herr Generallieutenant habe eben, von wenigen Mann begleitet, den Schloßhof betreten.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Leibbankiers.

Von Hans Thunichtgut in der „N. Zür. Ztg."

In der stillen, vornehmen Behrenstraße in Berlin nahe der aristokratischen Wilhelmstraße und nur durch einen schmalen Durchgang von „Unter den Linden" getrennt, steht ein schlichtes Haus. Nach vorn münden Privatgemächer; in die schmale Durchgangsgasse blicken eine

Reihe Komptoir-Fenster. Das graue unscheinbare Haus wird von dem reichsten Manne Berlins bewohnt, von Bleichröder. Während die großen Bank-Institute in der Nähe in mächtigen Prunkpalästen thronen, steht das Bleichröder'sche Haus völlig schmucklos in die Welt, ohne modische Sandsteinfronten und Marmorplatten nur ein nüchterner Ziegelbau mit grauem Kalkbewurf. Aber es ist „heimlich feist," wie die Basler sagen würden. Der Berliner hat dafür noch eine andere Redensart, die viel gebildeter klingt. Von einer Sache, die äußerlich unscheinbar, innerlich aber gehaltvoll ist, spricht er: sie ist inwendig voll Musik."

Wollte man dem Volksmunde glauben, so könnte Bleichröder das ganze Weichbild Berlins mit Zwanzigmarkstücken pflastern und behielte trotzdem noch genug übrig, um jedem Berliner einen Hundert markschein zu verehren. Die kaufmännische Welt urtheilt nüchterner, jedoch es genügt, daß sie in ihr Notizbuch schreibt: Bleichröder, gut für jede Summe.

Sodann schwebt noch ein anderer Glanz um das Haupt dieses Gerechten. Der alte Gerson von Bleichröder, der Chef der Firma, ist der Leibbankier Bismarcks und zwar nicht blos für Finanzfragen, die das fürstliche Privatvermögen betreffen. Im Gegentheil. Bleichröder bildet den goldenen Stecken in der Hand des eisernen Kanzlers, sobald die hohe Politik auf das millionenreiche Gebiet des Königs Mammon hinüberwandert.

Darum hat es auch dieser Tag so viel Lärm gemacht, daß der Reichskanzler seinen Leibbankier plötzlich nach Varzin berief. Zum Vergnügen reist ein 74jähriger gichtbrüchiger und halbblinder Millionär nicht nach einem feuchten, weltverlassenen pommerschen Waldsitze, selbst wenn ihm das Vergnügen winkt, mit Bismarck selbst gebrauten Punsch trinken und auf die Jagd gehen zu können. Für Schießgewehre und Punsch hat der alte Bleichröder überhaupt niemals besondere Vorliebe gehabt, die Couponscheere ist ein viel gemüthlicheres Unterhaltungsinstrument. Aber bisher hat sich die profane Welt vergeblich den Kopf darüber zerbrochen, was das „goldene B" bei dem „eisernen B" sollte.

Vor Jahren sah ich zum letztenmale flüchtig den berühmten Bankier. Schon damals ging er an einem Stock, tief gebückt, eine kleine, unansehnliche Gestalt mit ausgesprochen jüdischem Gesicht; das gelbe, runzelvolle Antlitz, von grauem Haar und Bart umgeben, wurde von einer großen dunklen Brille halb verdeckt. Der reiche Mann war damals schon nahezu erblindet. Alle seine Millionen hatten sich machtlos erwiesen, ihm den Anblick des goldenen Sonnenlichtes zu erhalten. Eigentlich ein Trost für die Armen, daß es doch natürliche Güter gibt, welche mit Geld nicht zu erwerben sind.

Das mächtige Aufblühen der Firma ist mit dem politischen Wachsthum Preußens und der gewaltigen Kriegspolitik Bismarcks auf das Innigste verknüpft. Allerdings war das Haus Bleichröder bereits anfangs des Jahrhunderts gegründet und vertrat seit dem Jahre 1828 die Rothschilds in Berlin, wie es auch heute noch als deren Vertreter hier gilt. Aber erst seit dem Kriegsjahre 1866 begann seine aufsteigende Bedeutung. Der damalige preußische Ministerpräsident Otto v. Bismarck wollte den Krieg mit Oesterreich, im Gegensatz zu dem preußischen Abgeordnetenhause, das mit der Regierung in hellem Konflikt lag. Die Kammer mochte keinen Kredit zur Kriegführung geben, am wenigsten diesem tollköpfigen Junker Bismarck. Da sprang in höchster Noth Bleichröder ein und wagte sein ganzes Glück als Finanzier auf eine große Karte. Er verschaffte der **hülflich im Gedränge befindlichen Regierung** 160 Million Mark als Einsatz für das grimmige Zukunftsspiel der Preußischen Kanonen. Und er hatte ebenso wie Bismarck richtig gerechnet: Preußen gewann. Sein Stern stieg glänzend empor. Aus dem Bankhause mittlern Ranges begann sich glänzend ein Welthaus herauszuschälen, dessen Chef als feiner politischer Kopf allenthalben respektirt wurde.

Dann kam der große Krieg 1870–71, und als beim Friedenschlusse die Frage der riesigen Kriegsentschädigung geregelt werden mußte, machte es sich ganz von selbst, daß Bleichröder als Finanzieller Beirath der Regierung stark in den Vordergrund gerieth und sich an dem französischen Milliardensegen die Finger vergolden konnte.

Das hat viele Leute lange und schwer gewurmt. Als dann nach dem Kriege der große Gründerschwindel und diesem wieder der fürchterliche Krach folgte, wurde auch die Verläumdung wach. Sie ging so weit, daß sie den Fürsten Bismarck öffentlich beschuldigte, seine diplomatische Stellung ausgenutzt zu haben, um gemeinsam mit Bleichröder schmutzige Börsen-Spekulationen zu machen.

Heute lächelt jeder über solch dummes Zeug und hält denjenigen für verrückt der daran glauben wollte. Jedoch zu jener Zeit herrschte die tollste Verwirrung in den Köpfen; denn zu dem finanziellen Schrecken gesellten sich aristokratische Hofintriguen gegen Bismarck, wobei auch der „Leibjude des Kanzlers", wie Bleichröder höhnisch genannt wurde, von der adeligen Gesellschaft gehörig geschunden wurde. Denn den preußischen Junkern war dieser Emporkömmling niemals eine sympathische Persönlichkeit. Zwar hatte ihn der Kaiser bereits geadelt und zum Geheimen Kommerzienrath gemacht; die Königin von England hatte ihn sogar zum britischen Generalkonsul ernannt: das konnte indessen die angeborne Mißachtung nicht brechen Der alte Adel sagte trotzig: Se. Majestät kann den Menschen nur zum Baron, nicht zum Kavalier machen. Und wenn uns jemand Geld borgt, so wird er uns deshalb noch nicht ebenbürtig.

Nun hatte der frisch gesottene Börsenbaron auch noch das Unglück, eine überaus ehrgeizige Ehehälfte zu besitzen, deren sehnlicher Wunsch ein vornehmer Verkehr war. So wie der Gemahl an der Börse erhaben herrschte, die ersten Firmen zu seinen Füßen, so wollte sie im Salon thronen, umflattert von gräflichen Gardelieutenants und umhuldigt von der blaublütigen Diplomatie. Seine heilige Schrift: der Kurszettel, die ihrige der genealogische Taschenkalender! Darüber lächelte man zuerst, dann zuckte man die Achsel und schließlich begannen Spöttereien, die sich bis in die Zeitungsspalten verirrten. Der alte Bleichröder war freilich immer ein kluger Kopf und der rächte sich mit boshafter Noblesse als ein großer Herr. Wie man sich erzählt, machte er sich ein Vergnügen daraus gerade denjenigen geldbedürftigen Kavalieren die faulsten Wechsel abzunehmen, von denen er wußte, daß sie über den Salon seiner Frau am meisten die Nase rümpften.

Nun ruht Baronin Emmy von ihren gesellschaftlichen Strapazen schon lange in kühler Erde aus, aber der fatale Schimmer des Parvenüthums, mit welchem sie das Haus umgab, ist noch immer nicht ganz in der Erinnerung verblaßt. Auch heute reicht die gesellschaftliche Position Bleichröders noch nicht an die stille Vornehmheit anderer Berliner Großbankiers, wie z. B. an die der Mendelsohns, die als der feinste Typus einer kaufmännischen Aristokratie gelten können, wahre Geldfürsten, bei denen Kunst und Wissenschaft, sowie alle humanen Bestrebungen **die edelste und liebevollste Förderung finden** und zwar ohne Lärm, nicht des Geredes wegen, sondern der Sache halber.

Die Berliner Börse ist besonders durch Bleichröders Mitwirken in den letzten beiden Jahrzehnten zu einem der Hauptmärkte geworden. Ueberhaupt beeinflußt die Firma maßgebend fast jedes große Geschäft der Berliner Börse. Für heirathslustige Junggesellen ist noch eine Tochter im Hause, deren Mitgift zum Lebensunterhalt wohl ausreichen dürfte, selbst wenn man täglich Austern ißt. Sie muß auch durchaus häuslich erzogen sein; denn dem Fürsten Bismarck stickte sie zum Geburtstage einen Kaminvorsetzer oder ein Paar Pantoffeln, während der alte Papa Bleichröder dem Kanzler einen selbstgeschnitzten Pfeifenständer verehrte. Dieser Verkehr zwischen dem Eisernen und Goldenen hat menschlich zwar viel Anmuthendes. Jedoch mein Bankier hat mir noch niemals ein Paar Schlafpantoffeln gestickt und seine Tochter ist mir noch immer einen mit der Laubsäge ausgeschnittenen Pfeifenständer schuldig. Wahrlich! in dieser Welt geht es sehr ungerecht zu!

Uebrigens wird auch noch von einem andern Liebesdienste Bleichröders für Bismarck erzählt. Der jetzige deutsche Botschafter Graf Hatzfeld in London war doch bis vor Kurzem hier noch Staatssekretär des Aeußern. Der Graf ist einer der glänzendsten Schüler Bismarcks in der Diplomatie. Man kennt die große Karriere, die er gemacht hat und das Wohlwollen, welches sein Chef ihm zollt. Aber in einer Hinsicht ähnelt er gar nicht seinem Vorgesetzten. Bismarck ist sparsam, sehr sparsam, sogar geizig. Graf Hatzfeld dagegen stand mit dem verwünschten Mammon beharrlich auf feindlichem Fuße.

„Wozu haben meine Gläubiger Geld, wenn ich's nicht ausgeben soll?" sagt bekanntlich Pinkney Teagle.

Wegen des leidigen Geldes wollte der Graf lieber möglichst bald Berlin verlassen; ein Botschafter draußen wird viel besser bezahlt. Da widmete sich aus kluger Dankbarkeit für Bismarck endlich der alte Bleichröder der gräflichen Finanzfrage Der Reichskanzler behielt seinen Mitarbeiter in Berlin, bis der junge Graf Herbert Bismarck so weit war, Hatzfeld's Platz im auswärtigen Amte auszufüllen.

Die Freunde der deutschen Kolonialpolitik müssen es dem alten Bleichröder besonders gut schreiben, daß er Mittel hergab, um finanziell wackelige kolonialpolitische Unternehmungen der neuesten Zeit im kritischen Momente zu stützen. Auch darin folgte der vielfache Millionär wohl einem sanften Winke des Reichskanzlers.

In der Oeffentlichkeit begegnet man dem Greise fast nie mehr, nicht einmal die Synagoge betritt sein Fuß, obgleich er zu den frommen Juden zählt. Er hat in seinem eigenen Hause ein entsprechendes Gemach als Gebetsraum herrichten lassen, und arme Mitglieder der Gemeinde werden an den hohen Festtagen zugezogen, um die vorgeschriebene Zahl zehn voll zu machen.

Daß der alte Herr bei allem Reichthum durchaus nicht dornenlos durchs Leben ging, wurde schon angedeutet.

....Wandert man weiter durch die Behrenstraße nach dem Opernplatz zu, dann kommt man an ein anderes einfaches Haus, in welchem ein anderer Leibbankier haust. Es ist derjenige des Kaisers, der berühmte Baron Cohn, welchen schon ein anderer Biograph in diesem Blatte geschildert hat und ist nur noch zu bemerken, daß in einem Staate wie Preußen auf einen Baron zu stoßen, der den stolzen alttestamentarischen Namen Cohn führt, eine solche Seltenheit ist, wie das **Auffinden eines fleckenlosen weißen Elephanten im Lande Siam.**

Und dann noch eine Rarität; dieser Mann, der das Ohr des Kaisers Wilhelm und die höchste Gunst desselben besitzt, macht fast niemals von sich reden. Von Bleichröder wird im Volke täglich gesprochen; von Baron Cohn kaum einmal im Jahre. Tausenden ist seine Existenz völlig unbekannt, und wenn man im königlichen Hoftheater sitzt und in einer der Hoflogen einen dicken, schwärzlichen Herrn in einsamer Pracht thronen sieht, so weiß unter Hunderten von Zuschauern kaum einer, daß der kleine Dicke derjenige ist, der das große Portemonnai des deutschen Kaisers bewacht.

Er hat selbst ein respektables Vermögen. Man spricht von 20 Millionen Mark, und da er Junggeselle ist, könnte er davon schon ohne Nahrungssorgen leben, auch mancherlei kleinen Gelüsten fröhnen. Jedoch seine eigenen Sachen verwaltet er nur so nebenbei. Sein Eifer, sein Ehrgeiz, seine Finanztalente gehören dem Kaiser. Als dieser noch der sehr arme und einfache Prinz von Preußen war, hat ihm einmal der kleine Dessauer Cohn aus einer finanziellen Verlegenheit geholfen, indem er ihm eine halbe Million Thaler vorstreckte.

Als vor ungefähr Jahresfrist in die fürchterlich zerfahrenen Finanzen des unglücklichen Bayernkönigs Ludwig II. Ordnung hineingebracht werden sollte, wurde natürlich auch Baron Cohn zu Rathe gezogen. Er wehrte sich sofort mit Händen und Füßen verzweifelt dagegen, auch nur eine Mark aus der kaiserlichen Schatulle zu Gunsten des Königs Ludwig herauszurücken.

Gegenüber Bleichröder fühlt sich Baron Cohn ungefähr wie der Papst gegen einen russischen Popen. In solchen Augenblicken ist er sogar im Stande verächtlich zu sagen: „Reichthum macht nicht glücklich!" Denn wo besitzt Bleichröder jene reiche Sammlung liebenswürdig vertraulicher Handbillets des Kaisers, in welchem derselbe „seinem lieben Baron Cohn" als „stets wohlgeneigter König" seinen herzlichen Dank für seine uneigennützig treuen Dienste ausspricht. Auch Baron Cohn ist dem Glauben seiner Väter streng getreu geblieben.

Der Leibbankier Bismarcks steht vorn am Wege wie eine alte struppige Kiefer, und oft genug ist wilder Sturm in Presse und Gesellschaft gegen ihn losgebraust. Der Leibbankier des Kaisers blüht als dickes Veilchen in friedlicher Verborgenheit. Sogar die preußischen Gardelieutenants verzeihen ihm, daß er geadelt wurde, trotzdem der Lieutenant wohl erst noch geboren werden müßte, der vom kleinen Cohn für ein schlechtes Wechselchen gutes Geld geliehen erhielt. Auch die Hofaristokratie lächelt gnädig auf diesen Baron vom Stamme Israels herab. Er fühlt sich selbst so vornehm, wie nur irgend wer. Er strahlt fleckenlos als Selbstlicht! Nur manchmal reitet der Teufel irgend einen schlechten Zeitungsschreiber, sich über die bewundernswerthe „Genauigkeit" des Millionärs lustig zu machen. So neulich, als die Geschichte erzählt wurde, er habe in einer Berliner Droschke einige tausend Mark baar Geld verloren und dem ehrlichen Kutscher, der sie ihm wiederbrachte, ein volles Markstück als Finderlohn mit der Ermahnung geschenkt, niemals vom Pfade der Rechtlichkeit und Tugend abzuweichen. Es gibt auch Leute, welche sagen er habe ihm 10 Mk. geschenkt. Von 20 Mark hat noch Keiner zu fabeln sich erdreistet.

Mit einem Schauer aufrichtiger Erbauung scheide ich von den Bildern dieser beiden Leibbankiers. Mögen ihnen ihre **Millionen so leicht sein, wie mir die meinigen.**

Die Deborah.

Herausgegeben von
The BLOCH Publishing and Printing Company.
45, 47, 49, 51, 53 u. 55 McFarland Str.,
Office: Corner Plum & McFarland Sts.

Isaac M. Wise, - - Redakteur.

Cincinnati, 31. December 1886.

„Die Deborah" erscheint wöchentlich, als Allgemeine jüdische Familienzeitung, und ist der Erbauung und Belehrung gewidmet.

Abonnenten und Andere, welche alte Exemplare verlangen, mögen gef. die Nummer oder das Datum der Ausgabe der gewünschten Blätter angeben. Wenn dies nicht geschieht, ist es uns unmöglich, zu erkennen, welche Blätter wir schicken sollen.

Subscriptionspreis:

Deborah	$2 00
„ nach Europa	2 50
„American Israelite"	4 00
„Sabbath Visitor"	1 50
Deborah u. American Israelite an eine Adresse	5 00
Deborah und Visitor	3 00
Israelite und Visitor	5 00

Postgebühren nach Europa betragen 50 Cents extra.

Anzeigen-Gebühren:

Dankes- und Beileids-Beschlüsse,	5 00
Heiraths-, Geburts- und Todesnotizen, jede	1 00

Raten für sonstige Annoncen werden auf Anfragen hin bekannt gemacht.

Letzten Sonntag Abend wurde in den drei Tempeln (Bene Israel, Bene Jeschurun und Scheerith Israel) in Cincinnati das Chanukahfest in einer großartigen Weise gefeiert. An achthundert Schüler der Religionsschule waren in den drei Lokalen versammelt (die Bene Israel beging die Feier in der Eureka Halle), von Eltern, Freunden und einer großen Anzahl Mitfeiernder umgeben. Die weiten Räume waren „wie am Jom Kippur" gefüllt. Der Abendgottesdienst mit Chor- und Orgelbegleitung eröffnete die Feier, die Schuljugend rezitirte das Schema und die Responsen hebräisch, zündete die Chanukah-Lichter an, sagte die Berachah uni sono und sang das alte Moos Zur Jeschuoßi mit Orgelbegleitung und die ganze Gemeinde sang mit. Ein wahrer Jubelchor schallte mächtig durch die hohen Räume, der jüdische Patriotismus machte sich im alten Liede Luft. Dann folgten die Deklamationen der Schüler in Poesie und Prosa von ausgewählten, auf Geschichte und Bedeutung des Festes bezughabenden Stücken in englischer und deutscher Sprache, unterbrochen von Gesängen und geschlossen mit der Chanukah-Hymne, Gebet und Benediktion. Aber jetzt ging's erst recht los; das alte Maccabäerbanner mit der Inschrift "מי כמך באלים י״" (im Bene Jeschurun Tempel) wurde emporgehoben, die Jugend schaarte sich um dasselbe und, die alte Melodie jauchzend, wälzte sich dieser Kinderstrom nach den unteren Räumen des Hauses, wo die Festtafel die jubelnde Schaar erwartete. Diese Schlußfeier im Tempel rief eine ungeahnte Begeisterung hervor. Im untern Raume wurde die Kinderschaar von edlen Frauenhänden bedient und die Begeisterung umgestaltete sich zum Gaudium. Frisch, froh und freudig klangen die Kinderstimmen während die vielen guten Sachen verzehrt wurden, bis zu später Abendstunde die Jugendschaar, jedes Kind noch besonders beschenkt, der Heimath zuwanderte. Jetzt kam das Bankett der Schuldirektoren für die Frauen, die das Kinderbankett geleitet die Lehrer, die Vorstandsmitglieder der Gemeinde und die eingeladenen Gäste, nebst üblichen Tischreden und die gegenseitige Belobung und Bewunderung, wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten. Für Einige ergab diese Schlußfeier eine freudige Ueberraschung. Herr Rabbiner Davidsohn von der Scheerith Israel Gemeinde wurde mit einem silbernen Pokal und die beiden Lehrer Großman und Gutmacher mit Goldfedern beschenkt. Dem langjährigen Sekretär des Talmud Jelodim Instituts, Herrn Benjamin May, wurde ein prachtvoller Schreibtisch überreicht. Die so überraschten Herren redeten überraschte Reden, wie gewöhnlich, und Jeder ging beschenkt nach Haus. Nicht alle Schüler der Religionsschule der drei deutschen Gemeinden nahmen am Feste Theil, denn die auf Walnuthills und Avendale wohnenden Mitglieder haben eine eigene Abtheilung, die schon am Freitagabend ihr Chanukahfest feierte. Eine vierte deutsche Gemeinde, Ahavath Chesed, hat in letzter Zeit sich von aller Gemeinschaft mit den übrigen Gemeinden losgesagt und läßt nichts von sich hören. Dann haben wir noch eine Art von deutscher Gemeinde hier, die sich, man weiß nicht warum, Beth Hamidrasch Gemeinde nennt; ferner drei polnische Gemeinden, von denen man sonst auch nichts hört, wenn man nicht ganz in die Nähe ihrer Betlokale kommt. Das eigentliche Gemeindeleben in Cincinnati, die Lehr- und Wohlthätigkeitsanstalten eingeschlossen, beschränkt sich auf diese drei Gemeinden, wovon eine, Scheerith Israel, orthodox ist. Die beiden Tempelgemeinden zählen über sechshundert Mitglieder, also circa dreitausend Seelen.

Nachdem wir Dr. Jastrow's jr. Abschiedsrede von der Rodof Scholom Gemeinde gelesen haben (wir besprechen das Werkchen im Amer. Israelite) sind wir mit dem jungen Gelehrten vollständig ausgesöhnt. Er fühlte vom Anfange an keine Neigung für den Beruf eines Rabbiners, wurde aber doch dazu beredet, die Assistenten-Stelle in der Gemeinde seines Vaters zu übernehmen, kam seinen Verpflichtungen ein Jahr lang nach und schlug es aus, sich zum zweiten Male wählen zu lassen. Die Motive, warum der Rabbinerberuf ihm nicht zusagt, werden in der Rede auseinander gesetzt und kommen darauf hinaus, daß erstens das heutige Judenthum keine feste Normen hat, die als Grundlage des Glaubens zu betrachten sind und dem geistlichen Lehrer in der Waltung seines Amtes sicher leiten könnten; die Grundlehren werden auf der einen Seite zu weit und auf der andern zu eng definirt, so daß sie eigentlich begriffslos im Unsichern schweben und keinen festen Anhaltspunkt gewähren; und daß zweitens ein krasser Widerspruch besteht zwischen Juden und Judenthum, zwischen Theorie und Praxis, zwischen Religion und Leben, zwischen Bekenntniß, Gesinnung und Handlungsweise, als hätte der Glaube auf Gesinnung und Leben gar keinen Einfluß mehr, und da bleibt dem geistlichen Beamten nichts übrig, weder Lehrstoff noch Bildungsmittel, als zu resigniren oder auf eine ehrliche Pflichterfüllung zu verzichten. Jastrow aber zieht ersteres vor, und darin liegt Ueberzeugungstreue. Wir müssen gestehen, daß wir den jungen Gelehrten recht lieb gewonnen haben durch dieses entschiedene Handeln und dieses freimüthige Motiviren desselben, obwohl wir in den Prämissen nicht ganz mit ihm einverstanden sind; dieses aber ist nicht der Ort, auf die Differenzen näher einzugehen. Wir müssen aber gleich hinzufügen, daß wir dabei nicht auf den religiösen Standpunkt Jastrow's hindeuten, da er denselben in der vorliegenden Rede weder ausgesprochen, noch genugsam angedeutet hat, und dieser gar keinen Theil seines Arguments bildet, gar kein Motiv für seine Resignation war. Darin aber muß Jeder mit ihm übereinstimmen, daß es für einen ernsten, gewissenhaften jungen Mann, der logisch denkt, peinlich sein muß zu erfahren, daß nur das Minimum der Gemeinde ihren Prinzipien gemäß denkt und handelt, während die Majorität dem Indifferentismus und dem Widerspruche verfallen zu sein scheint und die Religion nur noch als eine äußere Erscheinung, ein geerbtes Stück ornamentales Möbel, eine Art Großvatersessel betrachtet. In den Gemeindestatuten findet man Pflichten vorgeschrieben für alle Beamten, und keine einzige für das Mitglied, als daß es so und so viel bezahlen muß. Das Mitglied übernimmt keinerlei Verpflichtung, sondern es thut was und wie es ihm gefällt. Wo solche Verhältnisse vorwalten, darin hat Jastrow gewiß recht, kann ein ehrlicher Lehrer sich nur als überflüssig betrachten. Die Frage ist aber nicht entschieden, ob solche Verhältnisse allgemein obwalten, und wo sie vorherrschen, ob nicht das energische Eingreifen des Lehrers sie verbessern kann. Doch wie gesagt, wir wollen hier nicht die Motive des Doktors untersuchen, wir wollen eben nur sagen, wenn den Prämissen zugestimmt wird — und diese sind Sache seiner Ueberzeugung — so muß man die Schlüsse und den Entschluß Jastrows nicht nur billigen, sonauch zugestehen, daß derselbe seine Gründe logisch scharf auseinandergesetzt und überzeugungstreu gehandelt hat, wofür ihm die Achtung des Publikums gebührt. Näheres über den Punkt ist nachzulesen in: Jews and Judiasm, by Morris Jastrow Jr., Ph. D. Edward Stern & Co., Philadelphia.

In der Hebrew Young Men's Association in Cincinnati hält Dr. Wise diesen Winter sechs Vorlesungen, eine übersichtliche Darstellung der jüdischen Geschichte, wovon zwei bereits vor gutbesetztem Hause gehalten wurden. Dieselben behandelte den Stoff vom Auszuge aus Egypten bis zur Römerherrschaft in Judea.

Einer der frühern Dichter des „American Israelite", dessen lieblichen Klänge oft des Lesers Herz erfreuten, Herr Max Meyerhardt aus Rom, Georgia, ist zum Stadtrichter (judge of the city court) ernannt worden, wozu wir demselben nachträglich gratuliren. Herr Meyerhardt ist ein junger und sehr beliebter Advokat, der noch eine herrliche Zukunft vor sich hat.

IN MEMORIAM.

Tief erschütterte uns die Trauerkunde von dem unerwarteten Hinscheiden unseres Freundes, Dr. S. Falk, unerwartet für uns, die wir von Zeit zu Zeit beruhigende Nachrichten über sein Befinden empfingen. So sollten sich denn unsere Hoffnungen als illusorisch erweisen; so sollte es mir nicht mehr vergönnt sein, in das Antlitz des Mannes zu blicken, mit dem mich seit Jahren die Bande der Freundschaft verknüpften. Er ist dahin, der gewissenhafte Lehrer, der geliebte Führer seiner Gemeinde, der treue Gatte und Vater! Geschlossen sind die Augen, aus denen aufrichtiges Wohlwollen leuchtete; verstummt ist der Mund, dem so reichlich Worte der Belehrung, des Trostes und der Ermunterung entströmten; erstarrt ist die Hand, welche sich mildthätig dem leidenden Mitbruder öffnete. Nicht sieht ihn mehr die Stätte, von der er seit einer Reihe von Jahren mit Ueberzeugungstreue das Wort der Wahrheit verkundete. Ach, die Kunst der Aerzte scheiterte an der tückischen Krankheit, die ihn seit drei Monaten an's Siechbett gefesselt hatte, und weder die hingebende, aufopfernde, nimmer rastende Pflege der Gattin und Kinder, noch die Liebe und Anhänglichkeit der Gemeinde und die allgemeine Theilnahme von Nah und Fern vermochten das theuere Leben zu erhalten.

Während ich die schmerzliche Pflicht erfülle, dem Andenken meines nun in Gott ruhenden Freundes diese Zeilen zu widmen, tauchen in mir Erinnerungen auf, die mir die Herzensgüte und Menschenfreundlichkeit des Verblichenen lebhaft vor Augen stellen. Diese Erinnerungen führen mich nach Rochester zurück, wo ich mit ihm in seiner Eigenschaft als Mitglied des Verwaltungsrathes der "Jewish Orphan Asylum Association of Western New York" in offiziellen Verkehr trat und reichlich Gelegenheit hatte, sein ungeheucheltes Wohlwollen für die Waisen-Anstalt und deren Leiter kennen zu lernen. Wenn ich nicht irre, war er es, der den ersten Impuls zur Gründung dieser Anstalt gab. Tief werden die Waisen seinen Verlust empfinden und mit dankbarem Gemüthe stets ihres Wohlthäters gedenken.

Vor mir liegt ein vertrauliches Schreiben, das er kurz vor meinem Weggange von Rochester an mich richtete. O, welchen Trost schöpfte ich damals aus den so recht vom Herzen kommenden und darüm zu Herzen dringenden Worten! In gedrückter Stimmung verließ ich die Stadt, die mir durch einen siebenjährigen Aufenthalt theuer geworden war; doch der Zuruf des Freundes richtete mich auf und flößte mir Vertrauen in die Zukunft ein. Gerne folgte ich der dem Schreiben beigefügten herzlichen Einladung, ihn auf meiner Durchreise zu besuchen. Ach, ich ahnte nicht, daß das der letzte zwischen uns gepflogene mündliche Gedankenaustausch sein würde!

Wenn wir recht unterrichtet sind, kam Dr. Falk im Jahre 1851 von Würtemberg nach den Vereinigten Staaten und bekleidete zuerst eine Rabbinerstelle in Albany, N. Y. Dort lernte er seine liebenswurdige Gemahlin kennen, mit der er in achtundzwanzigjähriger glücklicher Ehe lebte. Einige Jahre später begab er

sich nach Milwaukee und von dieser Stadt folgte er vor ungefähr 15 Jahren einem Rufe nach Buffalo. Hier entfaltete er eine segensreiche Wirksamkeit und erwarb sich bald die allgemeine Verehrung seiner Gemeinde, die ihm vielfache Beweise ihrer Anerkennung zu Theil werden ließ. Erst letzten Herbst ehrte sie ihren geliebten Rabbiner durch eine Wiederwahl auf zehn Jahre, die er jedoch leider nicht mehr in ihrer Mitte verleben sollte.

Dr. S. Falk huldigte der gemäßigten Reform, die sich von beiden Extremen fern hält. Abhold jener Bilderstürmerei, welche bestrebt ist, alles spezifisch Jüdische auszumärzen und nach und nach zum religiösen Nihilismus, zum Agnostizismus führen muß, bellagte er den verderblichen Fortschritt dieser Richtung im amerikanischen Judenthum. Sein Charakter und Wirken werden am treffendsten durch die Worte des Profeten Maldachi bezeichnet: „Die Lehre der Wahrheit war in seinem Munde und Falsch wurde nicht auf seinen Lippen gefunden; in Frieden und Redlichkeit wandelte er vor mir."

Möge Gott, der Vater der Waisen und Sachwalter der Wittwen, den lindernden Balsam des Trostes in die Herzen der betrübten Gattin und der schmerzgebeugten Kinder träufeln! Möge die Religion, deren Tröstungen der Hingeschiedene so oft den von herben Schicksalsschlägen Getroffenen brachte, auch ihnen Stab und Stütze sein! In herzlicher Sympathie lege ich den Tribut der Freundschaft am frischen Grabe nieder und schließe mit den Worten der heiligen Schrift:

והמשכילים יזהרו כזהר הרקיע ומצדיקי הרבים ככוכבים לעולם ועד.

„Die Frommen werden glänzen wie der Glanz des Firmaments, und die, welche Viele zur Gerechtigkeit leiteten, wie die Sterne, ewiglich und immerdar."

S. Mannheimer.

Cincinnati, 27. Dezember 1886.

Vor der Menora.

Eine westöstliche Chanucca-Geschichte.

Von

H. Zirndorf.

(Fortsetzung.)

Unter der kargen Sonne eines dämmrigen Dezembertages brauste jetzt der Bahnzug durch die Vororte und Außenquartiere der Weltstadt dahin, überschritt den Fluß wieder und wieder bei seinen zahlreichen Krümmungen und gestattete bei dem einhüllenden Nebel, gegen welchen die schon am Nachmittage in's Werk gesetzte grelle Beleuchtung vergebens anzukämpfen schien, nur ein sehr undeutliches Städtebild. Blos wenn der Zug in einen der Bahnhöfe der zahllosen Vorstädte und innern Stadtviertel hineinfuhr, um vielleicht schon nach einer Minute mit schrillem Pfiff weiterzudampfen dem nächsten Ziele zu, da gewahrte der Signor ein Schauspiel, welches für ihn ebenso neu wie anziehend war. Beim geflimmer der vielen Gaslichter und elektrischen Flammen sah man einen wahren Bienenschwarm zumeist geschäftiger Menschen sich eilfertig hin- und herbewegen; gewahrte man die unleugbarsten Zeichen eines nimmerrastenden Verkehrs, unvergleichlichen Wohlstandes und einer hohen Gesittung hier in der Menge wohlgekleideter Menschen, dort in den vielen reichgeschmückten, imponirenden Frauengestalten, hier in Schaaren behäbiger Arbeiter, so robust und sicher auftretend, wie man sie in keinem andern Lande sieht, dort in dem babylonischen Sprachengewirr bunt zusammengeströmter Völkertypen. Dabei war bei aller Aehnlichkeit jede Bahnstation von der andern doch so durchaus verschieden, es war immer wieder ein anderes London, eine frische Probe vom gewaltigen Leben der Weltstadt. Beim Kommen und Gehen dieselben Menschengeschicke in manigfaltiger Gestaltung, dieselben Thränen und Freuden, dasselbe Scheiden oder Wiedersehen. Rosig angestralt vom Wiederschein der vielen Candelabers grüßen von oben einige nicht allzu stolze Baumwipfel und unvermeidliche Backsteinmauern herein; allein die Signatur der Stadttheile ist für den Kundigen nur schwer zu verwechseln. Im breiten Osten der Metropole ist der Horizont von den Masten und Wimpeln der mit Schiffen vollgedrängten Docks begrenzt. Schwerfällige Ostindienfahrer, schmalkielige Dampfer liegen friedlich neben einander im Hafen; ein durchdringendes Theer- und Salzaroma erfüllt die Luft. Dann durchackert das Dampfroß eine Kolonie riesiger Fabrikanlagen und der König Eisen und die Königin Kohle herrschen hier unumschränkt. Eine Viertelstunde später und man befindet sich in der alt berühmten und zum Theil auch noch recht altmodischen „City." Ihre Banken, Zucker- und Gewürz-Paläste, ihre Renaissance-Kirchen deren mehr als ein halbes Hundert Sir Christopher Wren nach dem großen Feuer aufgeführt hat, sie verstecken sich zumeist in das wachsende Dunkel des Abends, in das blendende Geflimmer der vielen mehr verwirrenden als verdeutlichenden Lichter. Eine weitere halbe Stunde ist verstrichen und stillere, vornehmere Straßenzüge beräncern den Bahndamm und die endlosen Viaducte. Von meilenweiten Parks trägt die feuchte Winterluft den Anhauch nasser Moos- und Grasflächen in die Waggons. In das Dunkeln hinein verstecken sich elegante Villas mit lauschigem Rasen und Vorgarten. Es ist kein Zweifel; sie gleiten und pusten jetzt durch das Westende dahin, dann durch das neuere, neueste, ein späteres und stets ferner hinauswachsendes Westende. Wollen diese Menschenmassen, diese Städtegruppen, diese Häuserkomplexe niemals enden?

Pasquale war nicht allein. Ihm gegenüber saß ein junger, elegant gekleideter Mann, mit ihm so ziemlich von gleichem Alter. Es war ein englischer Glaubensgenosse, der vor ein paar Stunden in einer südlichen Provinzialstadt, wo eben damals viel Wahlbewegung herrschte und ein gerichtlicher Termin gehalten wurde, eingestiegen war. Algernon Levita besaß bei einem Ueberfluß an feinen Lebensformen ein volles Maß jener insularischen Steifheit, welche seines Gleichen den höhergestellten Zehntausenden abgelernt haben. Wenigstens trug er diese sonderbare Gravität mit Vorliebe zur Schau. Er hatte die Rechte studirt und gehörte dem ehrsamen und zahlreichen Stande unbeschäftigter Juristen an. Zwar schnarrte er nicht sein Englisch mit solchem schmachtenden Genäsel daher wie unsere schmächtigen New Yorker Jünglinge; allein im Sheldonischen Theater zu Oxford und in der gothischen Rechtshalle des mittleren Tempels hatte er sich eine Sprache angewöhnt, wie sie zwar als Wiederhall eines gothischen Domgewölbes recht erbaulich klingen mochte, für niedere Erdenzwecke aber geradezu unverständlich war. Bei dieser Sprachweise traten fast nur die Selbstlaute mit Deutlichkeit hervor; der vorlaute Pöbel der Mitlaute dagegen wurde als entbehrlich weggelassen und mußte errathen werden.

Wenn man an die verlockenden Sirenenklänge eines großstädtischen Lebens denkt, so wird man beinahe versucht, ein jedes exclusive Wesen als eine Scheidewand gegen das Gemeine zu betrachten; allein haben Vornehmthuerei und Unnatur denn auch immer diese Wirkung gehabt?

Leopold Kompert.

Literarische Charakterstudie

von

Rev. Abr. R. Levy, B. Ph.

Am 23. November d. J. starb in Wien der berühmte Leopold Kompert, der Pionier auf dem Gebiete der Ghetto-Dichtung und in mehr als in einer Beziehung einer der erfolgreichsten Emancipation und Reform anstrebenden Geister, welche die Unterdrückung und den Fanatismus in Form der Novelle bekämpft haben. Dieser Kampf in Romanform ist nicht vereinzelt in der Ghetto Dichtung. Er wurde auch auf anderem Gebiete versucht und er wird dem künftigen Schreiber der deutschen Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts ein nicht uninteressanter Wendepunkt bleiben. Die „Dorfgeschichte" sowohl als die „Ghettogeschichte" nahmen ihren Anfang in der Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts, und wenn auch Erstere direkt aus socialen K[illegible] hervorsprang und Letztere nur ein Anschluß der Erstern ist, so sind sie doch beide die Frucht des politischen Erwachens in Deutschland. Wenn die Emancipation zum Schlagworte erhoben wurde auf allen Kreuzwegen des Staates und der Gesellschaft, so konnte das Ghetto füglich nicht unvergessen bleiben. Aber die Forderung einer Juden-Emancipation mußte erst eine christliche Hand auf dem Wege der politischen Lyrik Bahn brechen. **Karl Gutzkow** war es, der dies muthig unternahm und meisterhaft vollbrachte. In seiner geistreichen Novelle „Der Sadducäer von Amsterdam" und in seinem stolzsprachigen Drama „Uriel Acosta" stellte er die gerechte Anforderung einer Juden-Emancipation. Dann aber, als die Massen auf das Thema genügend vorbereitet waren, erzählte Leopold Kompert seine „Geschichten von der Gasse".

Die Geschichte der **böhmischen** Gasse erzählte Kompert. Er war in ihr geboren und wurde ihr Dolmetscher; der Welt in einer klaren, unzweideutigen Sprache wiedergebend, was ihre Bewohner reden und denken. Er hat alle Gestalten der „Gasse", von dem „Parnes" in der Gemeinde bis zum Gehulfen des „Schames", von dem gelehrten Rabbi bis zu dem hungrigen „Bachur", der die Dlemente des Talmuds lernt, vor aller Welt gebracht und ihre Denkungsweise klar gemacht. Und diese Denkungsweise der Ghetto-Gestalten, die er so genau kannte, war es eben, was ihn so fähig machte, das Leben im Ghetto plastisch und getreu darzustellen. Schon Karl Emil Franzos in seinen „Juden von Barnow" konnte nur theilweise Selbstgeschautes erzählen und mußte daher manigfacher Zuthaten aus dem Vermögen seiuer Phantasie benutzen. Auch **Mosenthal**, der im deutschen Westen seine Judengeschichten aufsuchte, mußte vieles vom Hörensagen verwerthen, was aber allerdings durch die Fähigkeit seines Anempfindens der Autopsie, soweit wie dies nur möglich ist, nahe kommt. Anders aber ist es mit Kompert. Er sah noch mit eigenen Augen die kleine, abgeschlossene Welt, das Ghetto; er hörte noch mit eigenen Ohren die „Drascha" des Rabbi und lebte selbst noch dort wo alle Lebensäußerungen nach dem „Schulchan-Aruch" regulirt wurden.

Leopold Kompert wurde 1822 zu Münchengrätz in Böhmen geboren. Seine Eltern waren in keinen glänzenden Vermögensverhältnissen. Aber dieser Umstand sollte nnd konnte kein Hinderniß ihm werden auf dem Wege zum literarischen Ruhme. Sagt ja schon der Talmud: הזהרו בבני עניים שמהן תצא תורה Von den Kindern der Armen geht die Lehre aus (Nedarim 81a). Kompert bezeugte die Wahrheit dieses Maxims. Er zog nach Wien, studirte dort mit außerordentlichem Eifer und half sich fort, zuerst als Hofmeister des Grafen Andrassy und dann als Redakteur des belletristischen Theiles einer Zeitung. Später wurde er Hauslehrer in der Goldschmidtschen Familie, und zuletzt wurde er von Rothschild reichlich unterstützt, so daß er seine literarische Arbeit ungestört fortsetzte. Er schrieb sich langsam, aber unermüdet und unverdrossen hinauf und würde eine der geachtetsten Persönlichkeiten in den literarischen Gesellschaften Wiens.

Leopold Kompert war Jude im Herzen, wie es nur einer sein kann. Er glaubte allen Ernstes an eine Mission des Judenthums. Man lese in den „Geschichten einer Gasse", in „Böhmische Juden", in seinen Romanen und man wird leicht erkennen die Stimme des Herzens, die begeisternd von dem erlösenden Beruf des jüdischen Bekenntnisses predigt. Dieser unerschütterliche Glaube in die Unsterblichkeit des Judenthums ist's eben, was ihn dazu verleitet, die Einführung der obligatorischen Civilehe als den Cardinalpunkt der Emanzipation der Juden aufzustellen. Wie wäre es denn sonst auch nur möglich, daß ein konservativer Bekenner des Judenthums, wie es Kompert in seinen „Geschichten einer Gasse", in „Am Pfluge" ist, mit dem Sieg der Liebe über die konfessionellen Hindernisse sympathisiren könnte? Dem Gedanken, daß eine solche Sympathie mit seinem Bekenntniß des Judenthums im Widerspruch sei, räumte Kompert keinen Platz ein, weil er eben in der festen Ueberzeugung lebte, daß das Indenthum immer siegreich bei einer Mischehe hervorgehen wird. Die Novelle „Christian und Lea" illustrirt meisterhaft diese seine Ueberzeugung. In den Einzelheiten allerdings siegt momentan fast immer die christliche Seite; der jüdische Partner sträubt sich zwar, wird aber hinweggerissen von den Seinigen und von seiner Religion, er wälzt sich in herzzerreißenden Kämpfen, muß aber zuletzt erliegen. Ist die Thatsache aber einmal vollzogen, hat die Liebe gesiegt, so nimmt allmälig der jüdische Geist die Führung und **er** ist es, der die Zukunft gestaltet.

Die Richtigkeit dieser Meinung zu untersuchen, ist hier der Ort nicht. Es genüge die Bemerkung, daß Kompert selbst die Gelegenheit eigener Observation gehabt hat und obgleich es einigermaßen klar wurde, daß die Civilehe keine so gewaltig segensbringende Institution sei, änderte Kompert seine Meinung dennoch nicht. Er schrieb das Ausbleiben der Erfüllung seiner Erwartungen, die er sich von der Einführung der Civilehe versprach, dem Umstande zu, daß nicht die obligatorische Civilehe, sondern die Noth-

Civilehe statthaft wurde. Von dieser Halbheit spricht er mit schwerem Herzen und bitterem Grolle in seinem Roman „Zwischen Ruinen." „Das Eine steht hier und das Andere steht dort und zwischen beiden fließt seit undenklichen Zeiten ein breiter Strom. Wer hat ihn hierher gesetzt? Woher kommt die Welle, die ihn benetzt? Das wußten sie so wenig, daß sie annehmen mußten, die Natur selbst habe aus Abneigung gegen ihr eigenes Werk diese Scheidung festgestellt. Nun aber sahen sie mit einer Art dumpfen Erstaunens, wie sich über diesen Strom mit einemmale ein Nothsteg baute, schmal und schwankend zwar, aber bei einigem Muthe doch zu betreten. Und der Steg war kein Luftgebilde. Hier und da hatten ihn schon Einige betreten. Es ging eine tiefe Verstimmung durch die Welt und in den verschiedensten Tonarten brauste der Groll auf. Es gab also zu allen Zeiten ein Mittel, um über den Strom zu kommen? Warum dann nur diesen schwächlichen Nothsteg? Warum überbrückt ihr diesen Strom nicht von allen Punkten, wo es nur immer geht? Warum setzt ihr das Werk der Lüge und Täuschung fort?"

Mit solchen Worten, anklagend nach allen Seiten hin, schreitet der Dichter „Zwischen Ruinen" umher. Ob die Einführung der obligatorischen Civilehe wirklich im Stande sei, seine idealen Hoffnungen in Erfüllung zu bringen, kann, wie gesagt, hier die Rede nicht sein. Daß aber die Civilehe allem Anscheine nach dem Judenthume schädlich werden könnte, ist gewiß und konnte einem Kompert nicht entgangen sein, da er sie aber dennoch forderte, ist der beste Beweis, wie sicher sich Kompert die Religion des Judenthums und ihres ewigen Bestehens war.

ת׳נ׳צ׳ב׳ה

Austin, Tex., 13. Dec. '86.

Das Küssen der Kinder.

Ein Düsseldorfer Arzt schreibt: Es ist eine schauderhafte Unsitte, Kinder auf den Mund zu küssen. Ich gebrauche absichtlich den Ausdruck „schauderhaft", weil ich mich zart ausdrücken will und die Bezeichnung „mörderisch" mir schon auf der Zunge schwebte. Ja wohl, gnädige Frau, „mörderisch". Besinnen Sie sich vielleicht noch darauf, als Sie vor etwa vierzehn Tagen mit einem großen Shawl um den Hals einen Besuch bei Frau S. machten? Und als der kleine Hans in's Zimmer kam, griffen Sie nicht den Kleinen mit anscheinend überströmender Zärtlichkeit auf, nannten ihn „mein reizendes Kerlchen" und küßten ihn nach Herzenslust? Dann fingen Sie an zu erzählen, was für einen schrecklich entzündeten Hals Sie hätten, daß Sie sogar am Tage vorher eine Einladung zum Konzert hätten ablehnen müssen, weil Sie zu verschwollen seien? Sie hatten keine Absichten auf das Leben des Kindes und doch tödteten Sie es so sicher, als wenn Sie ihm statt Ihres zärtlichen Kusses Strychnin oder Arsenik gegeben hätten. Ihre Zärtlichkeit wurde verhängnißvoll. Zwei oder drei Tage darauf fing „mein reizendes Kerlchen" an, über einen entzündeten Hals zu klagen, und als der Arzt kam, genügte das eine Wort „Diphtheritis", um Alles klar zu machen. Heute ist ein kleiner, frisch geschmückter Hügel auf dem Friedhof die einzige Erinnerung an Ihren Besuch. Die Mutter hat natürlich nicht den geringsten Verdacht auf Sie; sie hängt ihren herben Verlust der geduldigen Vorsehung an. Der Arzt that nichts, um diesen Glauben zu zerstören; denn das dürfte ebenso unklug als grausam sein, aber hier will ich es sagen, daß allein Ihre schauderhafte Dummheit, gnädige Frau, an dem Tode des kleinen Hans schuld ist. Es läßt sich schwer beurtheilen, ein wie großer Theil der grassirenden Diphtheritisfälle auf solche Gedankenlosigkeit zu schieben ist; das steht jedoch fest, daß Erwachsene die Diphtheritis oft in so geringem Grade haben, daß sie dieselbe für eine einfache Erkältung nehmen, und da die Erkältung nicht ansteckend ist, so finden sie auch nichts Böses darin, Andere ihrem Athem auszusetzen. Da aber die Diphtherie in den meisten Fällen durch direkte Uebertragung der bösartigen Keime, welche die Krankheit verursachen, vor sich geht; da es ferner kein geeigneteres Mittel zur Uebertragung der Krankheit gibt, als Küssen, und da endlich das Küssen bei allen Gelegenheiten Sitte geworden ist, so ist es gewiß nicht auffallend, daß diese Krankheit so leicht epidemisch wird, wenn auch hiermit nicht gesagt sein soll, daß alle Diphtheritisfälle vom Küssen herrühren. Das Eine aber ist zu beherzigen: man gehe in dieser Beziehung nicht so zärtlich mit den Kindern um!

Lokales.

— Am Freitag, den 7ten Januar, wird Herr M. Bachrach in der Young Men's Hebrew Association über seine eigenen Erlebnisse als politisch Verbannter in Sibirien einen großen Vortrag halten und auch vom dortigen Judenthum und seinen Gemeinden eine Beschreibung liefern. Herr Bachrach, ein alter Freiheitskämpfer, diente 1858—60 unter Garibaldi; 1862—64 an der polnischen Revolution betheiligt, wurde er von den Russen gefangen und nach den sibirischen Gold- und Blei-Mienen verbannt. Selten wird dem Publikum Gelegenheit geboten, die getreue Schilderung dieses schrecklichen Exils aus dem Munde desjenigen zu hören, der es selber mitgemacht hat. Herr Bachrach hat schon in allen größeren Städten dieses Landes Vorträge gehalten, welche überall mit dem größten Beifall aufgenommen wurden, und steht es zu erwarten, daß dieser selten vorkommende Vortrag bei Damen und Herren genügendes Interesse finden wird, so daß Herr Bachrach vor vollem Hause sprechen kann. Herr Bachrach, obwohl er ein Ungar ist, spricht ein fließendes, hübsches Deutsch, was seine Vorträge um so angenehmer gestaltet.

— Im deutschen Theater im Grand Opera House gelangt nächsten Sonntag den 2. Januar, zur Aufführung: „Die Galloschen des Glücks", Zauberposse mit Gesang und Tanz in 8 Bildern von Jacobson und Girndt. Da dieses Stück zum ersten Male hier auf die Bühne gebracht wird und dem lachtlustigen Publikum die lustigste Einleitung des neuen Jahres bietet, dürfte es an sehr zahlreichem Besuche gewiß nicht fehlen.

Inland.

New York, Im Dezember 1886.

Noch einige Notizen über die große Fair der Montefiore Home. Am Schlußabend waren nicht weniger als 5000 Besucher anwesend.

Das immense finanzielle Endresultat war $170,005 42. Das Montefiore Album fiel der Aguilar Freibibliothek durch das höchste Votum zu. Die Purim Gesellschaft dagegen das Siegel, welches Sir Moses und seine Bücher. Das wunderschöne plastische Kunstwerk, eine Marmorgruppe, Pharo's Tochter mit dem Kinde Moses, wurde dem jüdischen Waisenhause zuerkannt, da dasselbe die Mehrzahl der Loose @ 50 Cents erhalten hatte, zu diesem Resultate trug wesentlich ein Check über $2,500 bei, der noch kurz vor dem Schlusse der Stimmkästen vom Bankier Schäfer zu Gunsten des Waisenhauses eingereicht wurde. Das Kunstwerk war von Herrn H. Rothschild geschickt worden und trug der Fair $5,711 ein.

Frau DeWitt Seligman erhielt die Vasen, welche für die populärste Dame in der Fair bestimmt waren, indem 940 Stimmen für sie abgegeben wurden.

Herr A. E. Goodheart erhielt den Preis als schönster Mann. Ohne dem Herrn zu nahe zu treten, möchten wir behaupten, daß Herr Frederik Nathan bei Weitem der schönste Mann in der Fair war.

Die Damen der Gesellschaft des jüdischen Waisenhauses nahmen an ihren Verkaufsständen $18,765.00 ein.

Frau F. H. Florance, Krankenwärterinnen-Schule $6,604.44. Frau J. H. Schiff vereinnahmte für Candies $10,275.20.

Frau T. Richmend von der Gemeinde „Ahawath Chesed" erzielte die außerordentlich hohe Einnahme von $3,493. Die rührige kleine Frau wurde auf's Eifrigste von ihrem Sohn und Töchtern und den Damen Obermeyer unterstützt.

Das Blumen-Departement lieferte $4,264 an die Kasse ab.

In der Bilder-Gallerie wurden $3,281.00 und in der Restauration $2,030.91 eingenommen. Sammlungen ergaben $8,863.23. Das Buch des Lebens $17,260.00

Während der Dauer der Fair herrschte meistens ein abscheuliches Wetter, welches den Besuch doch einigermaßen beeinträchtigte. An mehreren Abenden jedoch mußten hunderte von Besuchern abgewiesen werden, da man ein übergroßes Gedränge vermeiden wollte. Am Mittwoch Abend, da gerade der Regen in Strömen herunterfloß, begegneten wir den Insassen der "Home for Aged and Infirm Israelites," welche eben von einem Besuche der Fair kamen. Die alten Leute wateten dünn und schlecht bekleidet, meist ohne Regenschirme durch die grundlosen Pfützen und werden sich wohl von dem Vergnügen einen tüchtigen Schnupfen, wenn nicht Schlimmeres geholt haben. Dieses Zusammentreffen erinnerte uns lebhaft an die Grundsteinlegung der Home in 109te Straße, da man die alten Leute, Männlein und Weiblein, bei rauhester Temperatur und rieselndem Regen stundenlang im Freien sitzen ließ, während die Besucher unter schützenden Zelten geborgen waren. Von mehreren Seiten wurden wir kürzlich darauf aufmerksam gemacht, daß die Insassen oft von den Hausbeamten sehr roh behandelt und angeschnauzt werden; auch mit Besuchern, die man nicht kennt, wird in sehr ungezogener Weise umgegangen. Eine Untersuchung wäre hier wohl am Platze.

Die jährliche General-Versammlung der „Hebrew Free School Association" fand gestern in 206 East Broadway statt. Nach Entgegennahme der Berichte der Beamten und verschiedenen Comites wurden folgende Beamten erwählt: Präsident, Meyer S. Isaacs; Vice-Präsident, Uriah Herrmann; Schatzmeister, Norman Crowe. Der „Board of Trustees" wurde angewiesen, zu ermitteln, ob es thunlich sein werde, eine „Freie jüdische Schule" in Harlem zu errichten.

Leopold und Frau Therese Wallerstein feierten den 50jährigen Gedenktag ihrer Vermählung. Der verstorbene bekannte Publicist S. Wallerstein war ein Sohn der Jubilare.

Am Dienstag, den 14ten December, fand hier die Trauung des Herrn Jesse Lilienthal, Sohn des Herrn Rabbi Dr. M. Lilienthal, mit Frl. Lillie S. Bernheimer, Tochter von Simon Bernheimer, statt.

Im Tempel Israel an Greene Ave., nahe Adelphi Straße, Brooklyn, wurde eine „Young Men's Hebrew Association" für Brooklyn organisirt und wurden Rev. Wm Sparger als temporärer Präsident und J. Brainerd als temporärer Sekretär der neuen Organisation erwählt. Etwa 300 Personen suchten um Aufnahme als Mitglieder nach.

Nobid.

Ausland.

London, 18. November—Als Deutscher, der seit mehreren Jahren London bewohnt, fällt mir, gewissermaßen selbstverständlich, der Unterschied auf, der zwischen den deutschen und den englischen Juden zu beobachten ist. Ich verstehe unter den Letzteren natürlich solche, die schon in mehreren Generationen England angehören. Man hat oft genug hervorgehoben, daß die englischen Glaubensgenossen in religiöser Beziehung viel conservativer als die deutschen und in ihrer Orthodoxie beharrlicher und strenger sind. Ob sich dies, was durchaus wahrheitsgemäß in den jüngeren Generationen erhalten werde, erscheint mir fraglich. Jedenfalls aber erweisen sich diejenigen, welche sich für eine Reform entschlossen haben, nicht so schwankend wie ihre deutschen Brüder, sondern consequent. Beseitigen sie die rabbinischen Satzungen, so thun sie es gründlich, z. B. mit den zweiten Festtagen, halten aber um so fester an das biblische Gesetz, wie z. B. am Sabbath nach der Thorah und dem Geiste des biblischen Sabbathgesetzes. Jedenfalls lassen sie die Religion nicht so ganz aus ihren Häusern, aus dem Schooße ihrer Familien schwinden, wie es leider bei so vielen deutschen Juden der Fall ist. Aber auch in politischer Beziehung zeigt sich ein nicht unwesentlicher Unterschied. Die Männer, die sich unter den englischen Juden politisch hervorthun und z. B. ins Parlament gewählt werden, gehören mit geringer Ausnahme den finanziellen Kreisen und den Reichen an. Die Salomons, Goldsmids, Rothschilds, Cohn, de Worms u. A. zählen dahin. In Deutschland ist es anders. Wir haben hier die Juristen Riesser, Lasker, Warburg, Wolffson, die Aerzte: Kosch, Straßmann, Johann Jacoby; die Schriftsteller: Veit, Bamberger, Max Hirsch; die Industriellen: Reichenheim, Ludwig Löwe. Von den reichen Finanzmännern gehörte allein der eben verstorbene Karl Mayer von Rothschild eine Zeitlang dem deutschen Reichstage und dann dem preußischen Herrenhause an und glänzte da nur—durch sein Stillschweigen, selbst in finanziellen Fragen. Hier in England machen von jener Regel nur einig Juristen eine Ausnahme, wie der verstorbene Jessel und der eben mit der Ritterwürde ausgezeichnete Sergant Simon. Allerdings muß man nicht vergessen, daß eine englische Parlamentswahl viel Geld erfordert und noch viel mehr erfordert hat. Wären aber englische Juden, die weniger begütert, aber durch Wissen und Begabung ausgezeichnet wären, vorhanden, so würden sich von Seiten der Partei, der sie angehören, die nöthigen Mittel für die Parlamentswahl finden. Benjamin d'Israeli hatte wenig Mittel, kam aber doch, selbst noch recht jung, ins Parlament.

Paris. — Eine interessante Vorlesung hielt neulich bei der Jahres-Versammlung der Akademie der Wissenschaft ein Mitglied, Herr Grandidier, über Madagaskar und seine Bewohner. Wir geben Ihnen folgenden Auszug: Ein allgemein bekannter Gebrauch verpflichtet die Einwohner, nichts zu unternehmen, ohne zuvor einen Wahrsager zu befragen, welcher für ihn durch gewisse Spiele, sikily genannt (שכר?), die Zukunft befragt. Dieser Gebrauch wurde von Juden ins Land gebracht, welche aus Arabien kamen und, vielleicht vor den Verfolgungen Muhameds und seiner Offiziere fliehend

sich von der afrikanischen Küste bis nach Madagaskar zerstreuten. — Flacorut erzählte im Jahre 1651, daß diese Söhne Abrahams, wie sie sich selbst nannten, den Sabbath ehrten, ehrlich waren und den Menschenmord verabscheuten; sie waren aber von der Zeichendeuterei befangen, opferten Stiere und Geflügel und aßen nur Fleisch von den durch ihre Leviten geschlachteten Thieren. Letztere verrichteten dieses Amt in einer besondern Anbetung „voriks" genannt (ברכה?) Man findet heute noch Nachkommen dieser Juden und zwar im nord- und südöstlichen Theile der Insel. Dieser ersten semitischen Kolonie verdankt man auch die Einführung der Astrologie, die arabischen Namen der Gestirne und die Gewohnheit der meisten Malgachen, (Einwohner von Madagaskar) bei einer gefährlichen Krankheit die Sünden öffentlich zu beichten.

Paris, 18 November.—„La France juive" von Drumont hat bereits die 105. Ausgabe, d. h. nach Pariser Sitte den Verkauf von 52,000 Exemplaren erreicht, ein Erfolg, dessen sich weder George Sand noch Victor Hugo rühmen konnte. Dabei ist es dem Herr Drumont bis jetzt nicht gelungen, eine Stelle oder eine Verwendung in irgend einer Redaktion zu erlangen! Er benutzt deshalb seine unfreiwillige Muße zu einem neuen Buche: „La France juive devant l'Opinion." Dasselbe ist ebenso reich an Lügen und Verleumdungen wie das erste, darum aber für den Pariser Gaumen ebenso pikant. Es versteht sich, daß alle ernsten Blätter diese neue Schrift entweder entschieden verurtheilen oder mit Stillschweigen übergehen. Interessant ist, wie sich der „Figaro" darüber äußert:

„Die Judenfurcht Drumonts wird zur Manie, und ich glaube, wie bei seiner ersten Publikation, daß es gefährlich ist, an die schlechten Instinkte sich zu wenden und den Neid und die Begehrlichkeit der Einen, wie das nur zu thatsächliche Elend der Anderen gegen die jüdischen Besitzthümer aufzuhetzen. Dieselben Argumente können morgen gegen das protestantisch, übermorgen gegen das katholische Eigenthum und hierauf gegen die Pariser Stadtobligationen benützt werden, die der sparsame Arbeiter sorgfältig in seinen Schranke aufbewahrt. Man ist überhaupt immer der Rothschild irgend eines Andern. Ich fühle mich frei von jeder Leidenschaft, indem ich von den Juden spreche. Ich kenne welche, die sehr ehrenhaft sind, ganz loyale Freunde, und ich kenne leider auch Christen, die ganz vollendete Spitzbuben sind. Die Religion hat damit nichts zu thun. Drumont hat Recht, wenn er die Macht der Juden konstatirt, die Gewandheit, mit der sie die Hand in allen nützlichen Geschäften haben, und den Einfluß den ihnen ihr Geld gibt. Aber was ist zu thun? Die Mittel, die Drumont anräth, sind nicht ernst zu nehmen. Anderseits sind die Eigenschaften, die den Erfolg der Juden bedingen, der Geist der Solidarität, die Unternehmungslust und die Zähigkeit, kein Monopol der semitischen Rasse; die Christen können dieselben sich gleichfalls aneignen. Warum thun sie es nicht? Es ist das nämliche Verhältniß wie bei den deutschen Bieren. Wollt ihr, daß man in Frankreich kein deutsches Bier mehr trinke, so braut selber ein Bier, das so gut ist wie das deutsche. Wollt ihr gegen das Ueberhandnehmen der Juden ankämpfen, so lernt von ihnen die Gründe ihres Erfolges, habt die nämlichen Vorzüge und nach Bedürfniß auch die nämlichen Fehler; sie sind nicht unnachahmlich. Das ist besser als die Juden zu bedrohen und zu beschimpfen."

Paris, 30. November. — Die Lügen haben kurze Beine. Vor einigen Tagen erschien hier bei Mordot & Cpuit ein trefflich geschrieb nes Buch, worin Drumonts anrüchiges Pamphlet „La France Juive" eine niederschmetternde Abfertigung erfährt. Der Verfasser dieser beachtenswerthen Gegenschrift ist der bekannte Schriftsteller Leonee Reynaud, welcher als früherer Inhaber eines hohen Staatsamts während der siebziger Jahre in Paris eine bedeutende politische Rolle gespielt hat. Herr Reynaud ist übrigens — was seiner Widerlegung ein besonderes Gewicht verleiht — nicht Israelit, sondern ein gläubiger Katholik, der mit den höchsten Kirchenfürsten, mit Cardinälen und Bischöfen intim verkehrt.

Frankreich. — Der Präfect des Seinedepartements Herr Cohn (Sohn des sel. Albert Cohn) ist, wie man aus Paris schreibt, zum Präfecten der Ober-Garonne in Toulouse, und der bisherige Unterpräfect Herr Weill zu Saint-Sever, zum gleichen Amte in Sancerre (Cher) ernannt worden.

Rotterdam, 26. November. — Herrn Fr. Gernsheim hier ist von S. K. H. dem Großherzog von Hessen das Ritterkreuz 1. Klasse des Philippsordens verliehen worden.

Berlin. — Das Komitee, welches der Stadt 7000 Mark zu einer Ludwig-Löwe-Stiftung übergab, hat dem Vorstande der jüdischen Gemeinde dieselbe Summe zu gleichem Zwecke, behufs einer Stiftung im jüdischen Krankenhause übergeben.

Posen. — Die Hinterbliebenen des im September c. hier verstorbenen Commerzienraths Sam. Auerbach haben dem hiesigen Magistrat den Betrag von 20,000 Mark überreicht, dessen Zinsen alljährlich am Todestage des Herrn Auerbach an 3 christliche und 3 jüdische, dem Kaufmanns- oder Handwerkerstande angehörige Personen vertheilt werden sollen. Die Empfänger müssen das 50 Lebensjahr erreicht haben, mindestens 6 Jahre hier ortsansässig sein und dürfen auf keiner Almosenempfänger-Liste figuriren. Die Wahl der christlichen Empfänger steht dem Magistrat, die der jüdischen dem Vorstande der hiesigen Synagogen-Gemeinde zu.

Bromberg. — Daß auch eine jüdische Gemeinde in der glücklichen Lage ist, von seinen Mitgliedern eine Steuer nicht erheben zu brauchen, ist ein gewiß seltener Fall, der allgemein interessiren dürfte. Die Erben des im vorigen Jahre in Lang-Guhle bei Bojanowo (Provinz Posen) verstorbenen Rittergutsbesitzers Abraham Rohr haben der Gemeinde Bojanowo 90,000 Mark vermacht, deren Zinsen für die Deckung der Gemeindeausgaben verwendet werden sollen. Diese Zinsen reichen nun hin, um die Gemeindemitglieder von nun ab vollständig steuerfrei zu lassen.

Baden. — Im Schuljahr 1885/6 besuchten unsere Gymnasien und Progymnasien 2609 Katholiken, 2323 Evangelische, 505 Israeliten. 47,8 Proc. sind katholisch, 42.1 Proc. evangelisch, 9 4 Proc. israelitisch. Auf 284 der Gesammtbevölkerung kommt 1 Gymnasiumsschüler, nach den Bekenntnissen 1 auf 380 Katholiken, 235 Protestanten, 54 Israeliten. In den Realgymnasien wurden unterrichtet 409 Katholiken, 591 Evangelische, 161 Israeliten. Die höheren Bürgerschulen besuchten 884 Katholiken, 1121 Protestanten, 207 Israeliten. Je 1 Schüler der beiden letzteren Anstalten kommt auf 463 der Gesammtbevölkerung; auf 797 Katholiken, 318 Evangelische und 74 Israeliten. Die lateinlosen siebenklassigen Realschulen wurden besucht von 846 Katholiken, 10.9 Evangelischen und 198 Israeliten, zählen also 4712 Katholiken, 5094 Evangelische, 1071 Israeliten.

Rom, 28. November. — König Humbert, der mit der Königin kürzlich in Florenz weilte, sprach letzthin den Wunsch aus, das historische Ghetto von Florenz, von dessen Absonderlichkeiten er so viel gehört habe, zu besichtigen. Der König, nur vom Adjutanten General Basi begleitet, wurde am Eingange in das alte, finstere Ghetto, das, zum Niederreißen bestimmt, von seinen bisherigen Bewohnern schon fast ganz verlassen ist, vom Bürgermeister empfangen, dem der König sagte: „Zeigen Sie mir nur das Häßlichste und Abstoßendste; ich will Alles aus eigener Anschauung kennen lernen." Der König besichtigte nun eingehend das Winkelwerk von schmutzigen Gassen und Gäßchen und trat hie und da in ein besonders armselig aussehendes Häuschen ein, Alles mit größtem Interesse besichtigend. Des Königs Miene wurde, je weiter er kam, desto ernster. „Es ist unglaublich," sagte er zu den Begleitenden, „daß hier in diesen übelriechenden Löchern Jahrhunderte lang Menschen leben konnten. Es war Zeit, daß die neuen Ideen diesem menschenunwürdigen Dasein ein Ende machen," und, auf den bevorstehenden Umbau des Stadttheiles anspielend, äußerte der König: „Möge mit diesem elenden Gemäuer auch die Erinnerung an die Schmach vergangener Jahrhunderte fallen!" Des Königs Besuch im Ghetto währte anderhalb Stunden, worauf derselbe, sich verabschiedend, zum Bürgermeister sagte: „Nehmen Sie meinen besten Dank entgegen, das soeben Gesehene hat mich im höchsten Maße interessirt und betrübt zugleich. Ich habe nur einmal im Leben schrecklichere Menschenwohnungen gesehen — die „Fondaci" in Neapel, die ich zur Zeit der Cholera-Epidemie besichtigte."

Rom, im November. — Der Divisionsarzt mit dem Range eines Oberstlieutenants, Isacco Segre, ist zum Ritter des St Mauritius- und Lazarus-Ordens, und die Ritter der Italienischen Krone Marco da Zara in Padua und Legations-Sekretär 1. Klasse, Graf Oscarre Hierschel de Minerbi sind zu Offizieren des Ordens befördert worden. — In Moncalvo starb am 15. v. M. der Buchdrucker Giuseppe Sacerdote, welcher der erste Jude war, der vor 1848 die Erlaubniß erhielt, unter eigenem Namen eine italienische Buchdruckerei zu errichten. — In Venedig trat am 4. d. M. Wilhelmine Weible, eine evangelische Christin, zum Judenthum über. Wie „Vessillo" berichtet, war dieselbe in ihrer frühesten Jugend von ihrer Mutter verlassen und von Juden auferzogen worden. Am 18. Oktober vorigen Jahres ging sie mit dem Dr. jur. Giuseppe Salvatore Coen eine Civilehe ein, welcher vor einigen Wochen ein Knabe entsproßte; dieser wurde auf Wunsch der Eltern in den Bund des Judenthums aufgenommen und die Mutter, welche von jeher alle religionsgesetzlichen Bestimmungen in gewissenhafter Weise zu erfüllen gewöhnt war, folgte nach. Sofort nachdem sie aufgenommen worden, erfolgte die zweite Trauung nach jüdischem Gesetz.

Lissabon, 15. November. — Ein französischer Jude, welche gerade während der hohen Feiertage in Spanien und Portugal sich anfhalten mußte, giebt in der Zeitung „Univ. Isr." eine Schilderung der gottesdienstlichen Verhältnisse, welche er in Madrid und Lissabon gefunden. Diese Schilderung dürfte für die Leser des Interesses nicht entbehren. Die wenigen in Madrid wohnenden Israeliten vereinigen sich nur am Jom Kippur zu gemeinschaftlichem Gebet und zwar in dem Hause des französischen Bankiers Salcedo, welcher auch selbst die Gebete vortrug. Noch besitzen die Juden in Madrid keine Gesetzrolle, noch ist kein ständiger Ort zum Gebet vorhanden. Allerdings läßt sich erwarten, daß binnen kurzer Frist in dieser Beziehung eine vollständige Wandlung eingetreten sein wird. Liegen doch in Portugal, welches bis vor wenigen Jahrzehnten das gleiche Verbot gegen den Aufenthalt und die Niederlassung der Juden im Lande hatte, wie Spanien bis 1867, die Verhältnisse bereits weit günstiger. Unser Gewährsmann begab sich nämlich gleich nach Jom Kippur nach Lissabon. Am Rasttage des Laubhüttenfestes erzählte ihm der Direktor einer Bank, daß die Bureaux am folgenden Tage geschlossen blieben, da er und sämmtliche Angestellten des Festtages wegen nicht erschienen, sondern dem Gottesdienste beiwohnten. Lissabon zählt 200 Juden und drei kleine Synagogen. Auch ist dort für alle religiösen Bedürfnisse sowohl im Hause, wie bei dem Gottesdienste gesorgt. (Jüd. Presse.)

Miscellen.

Denksprüche.

Armuth ist die einzige Last, die schwerer wird, je mehr daran tragen.

Was heute nicht geschieht, ist morgen nicht gethan.
Und keinen Tag soll man vergessen.
Das Mögliche soll der Entschluß
Beherzt sogleich beim Schopfe fassen;
Er will es dann nicht fahren lassen
Und wirket weiter, weil er muß.

Was Du zuweilen Charakter nennst, nenne doch viel lieber zuweilen Trotz.

Mit manchen Menschen kann man nicht zu Zweit umgehen, während sie uns zu Dritt oder in größerer Gesellschaft ganz angenehm sind.

Eine delikate Ohrfeige.

Ein Kaufmann, welcher einen 50-prozentigen Ausgleich geschlossen und dabei ein gutes Geschäft gemacht hatte, traf nach längerer Zeit einen seiner früheren Geschäftsfreunde. Dieser frug jenen, wo er denn die ganze Zeit über gewesen. „Im Osten“, antwortete der Ausgleichmacher. „Ach, in der That, Sie sehen jetzt um 50 Prozent besser aus“, war die Erwiderung des früheren Gläubigers.

Hans Sachs über die Frauen.

(Ein Poem aus dem Jahre 1541.)

Gott sei gelobt und geehrt,
Der mir ein fromb Weib hat beschert,
Mit der ich zwei und zwanzig Jahr
Gehaust hab — Gott geb länger zwar,
Wie wohl sich in mein ehling Leben
Hat süß und sauers oft begeben,
Täglich gemischt von Freud und Leid.
Jetzt auf, dann ab ohn Unterscheid..
Mein Frau ist mein Paradies theuer,
Darbei mein tägliches Fegfeuer;
Sie ist mein Himmel meiner Seel,
Sie ist auch meine Pein und Höll;
Sie ist mein Engel auserkorn,
Und ist oft mein Fegteufel wor'n;
Sie ist mein Wünschelrut und Segen;
Ist oft mein Schauer und Platzregen,
Sie ist mein Mai und Rosenhag,
Ist oft mein Blitz und Donnerschlag;
Mein Frau ist oft mein Schimpf und Scherz,
Ist oft mein Jammer, Angst und Schmerz;
Sie ist mein Wonn und Augenweid,
Ist oft mein Trauern und Herzeleid;
Mein Frau ist mein Freiheit und Wahl,
Ist oft mein Gfengnuß und Nothstall;
Sie ist mein Hoffnung und mein Trost,
Ist oft mein Zweifel, Hitz und Frost;
Mein Frau ist meine Zier und Lust,
Ist oft mein Graun und Suppenwust;
Sie ist mein königlicher Saal,
Ist oft mein Krankheit und Spital;
Mein Frau, die hilft mir treulich nährn,
Thut mir auch oft das Mein verzehrn;
Mein Frau, die ist mein Schild und Schutz,
Ist oft mein Frevel, Pech und Trutz;
Sie ist mein Fried und Einigkeit,
Und mein täglicher Hebestreit;
Sie ist mein Fürsprech und Erlediger,
Ist oft mein Anklager und Prediger;
Mein Frau ist ein getreuer Freund,
Auch oft worden mein größter Feind;
Mein Frau ist oft miedsam und gütig,
Sie ist auch zornig und wütig;
Sie ist mein Tugend und mein Laster,
Sie ist mein Wund und auch mein Pflaster;
Sie ist mein's Herzens Aufenthalt
Und machet mich doch grau und alt.
Also in Summa Summarum:
Mein Weib ist ehrbar, treu und frumm,
Doch nicht eines Sinnes alle Stund..